

Leseprobe aus:  
Ann-Kristin Tlusty  
Süss



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© 2021 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER





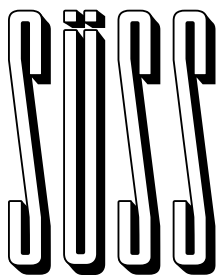








ANN-KRISTIN TLUSTY



EINE FEMINISTISCHE  
KRITIK

Carl Hanser Verlag



1. Auflage 2021

ISBN 978-3-446-27101-2

© 2021 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Satz: Eberl & Koesel Studio GmbH, Altusried-Krugzell

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



**MIX**

**Papier aus verantwortungsvollen Quellen**

**FSC® C014889**

FÜR V.B.



# INHALT

Einleitung	9
Sanft	21
Süß	65
Zart	113
Epilog	159
Dank	169
Anmerkungen	171



Is one half of the human species to be subject to prejudices that brutalise them, only to sweeten the cup of man?

MARY WOLLSTONECRAFT (1792): A VINDICATION OF THE RIGHTS OF WOMEN<sup>1</sup>

Ich bin Feministin. Ich bin wütend darüber, dass Frauen<sup>2</sup> im Alter wie selbstverständlich stärker unter Armut leiden als Männer. Ich bin es leid, dass man Menschen mit Uterus nicht zutraut, Informationen zum Thema Schwangerschaftsabbruch handhaben zu können. Ich finde es erschütternd, dass all jene, die keine heteromännliche Norm verkörpern, weltweit Angst haben müssen, nachts allein das Haus zu verlassen. Bezeichnet mich ein Kollege süffisant als *Femnazi* oder wirft mir eine Bekannte an den Kopf, mit einer *feministischen Hardlinerin* wie mir könne man sich über bestimmte Themen ja gar nicht unterhalten, schlucke ich kurz und sage mir dann: Lieber zu viel als zu wenig. Das hat mir meine Mutter beigebracht.

Ich bin Feministin. Und doch gibt es manchmal Momente, in denen es sich nicht so anfühlt. Manchmal sitze ich beispielsweise irgendwo, in einem Zug, auf einer Parkbank, und spüre plötzlich einen Blick auf mir. Dieser Blick begutachtet meine Sitzhaltung, das Buch, das ich lese, die Art, wie ich einer fremden Person eine Frage beantworte. Der Blick urteilt über mich. Er denkt: Welch nette, zuvorkommende Frau! Oder: Warum sitzt die denn mit derart gefällig überkreuzten Beinen da? Dieser Blick, das bin ich.

Offiziell ist Feminismus um mich herum längst Konsens. In seiner soften Variante lässt er sich als Yogastunde oder Aktienberatung kaufen, kommt auf glänzenden Buchcovern sehr zeitgeistig daher und ist das unabdingbare Thema jeder Wochen-

zeitung. Im liberalen Diskurs ist Feminismus ein Accessoire, mit dem sich alle schmücken.

Doch womit man sich schmückt, das hat man noch lange nicht verinnerlicht. Wo sind die Jahrhunderte des Patriarchats<sup>3</sup> so abrupt hin, wenn Feminismus plötzlich fast überall ist? In diesem Buch werde ich mich auf die Spurensuche begeben – denn es gibt wesentlich mehr Rudimente in und um uns herum, als uns unsere vermeintlich progressive Gegenwart glauben lässt. Und auch wenn ich dabei möglichst viel zu beleuchten versuche, schreibe ich natürlich aus einer beschränkten Perspektive heraus: aus meiner persönlichen, die in diesem Buch immer wieder durchscheinen wird.

Vor einigen Tagen loggte ich mich in mein altes Profil auf Couchsurfing ein, einer globalen Bettenbörse, die in den zehner Jahren unter Menschen ohne Geld und Rückenprobleme sehr beliebt war. Mit neunzehn hatte ich dort einmal ein Profil angelegt, das mir neben einer sorgfältig kuratierten Bücherauswahl auch das Benennen einiger origineller Hobbys und Interessen abverlangte. Ich klickte es an. Neben *arts, architecture and philosophy* (das schrieben damals alle) hatte ich, ich konnte es kaum fassen, eingetragen: *eating chocolate*.

Warum hatte ich Schokolade essen als mein *Hobby* angegeben, als ich acht Jahre zuvor meine postpubertäre Couchsurfing-Karriere antrat? Weshalb hatte ich meine südfranzösischen Hosts unbedingt wissen lassen müssen, was für eine *vernaschte* Besucherin sie beherbergen würden? Beschämt betrachtete ich das Foto meines neunzehnjährigen Ichs, das dieses Profil mit viel Mühe erstellt hatte. Unbeschwert smilte es zurück.

Ich behaupte, dass diese Geschichte viel darüber erzählt, wie wir uns Geschlecht imaginieren. Sie zeugt von einer relativ simplen Idee, Formen sogenannter Weiblichkeit<sup>4</sup> zu performen – und ist Teil eines Codes, der auf etwas viel Größeres ver-

weist. Nämlich auf sehr genaue Vorstellungen darüber, wie diese Weiblichkeit aussehen sollte.

Und das ist: *süß*.

In einer Spielart des Feminismus, die ich in diesem Buch *Potenzfeminismus* nennen werde<sup>5</sup>, scheint die Lösung für sämtliche Missstände unserer Gegenwart recht simpel: Frauen sollten sich bemühen, ihre *Potenz* zu finden – und mit etwas Anstrengung und Achtsamkeit sei das Patriarchat dann schon irgendwann überwunden. Selbstverständlich könnten sie alles sein, alles haben, alles erreichen, alles vereinbaren, was sie nur wollten, solange sie sich nur dafür entschieden: guter Sex? Kluge Fonds? Strikter Karriereplan? Täglich Bauchworkout, weil: *strong is the new skinny*? Alles stünde ihnen offen, solange sie sich gegenseitig *empowern*.<sup>6</sup>

Der Potenzfeminismus feiert den Erfolg einer jeden Frau als feministische Errungenschaft. Reiche Unternehmerinnen und Erbinnen gelten demnach nicht etwa als Symptom dafür, wie ungerecht Vermögen in unserer Gesellschaft verteilt sind – sondern als Versprechen, dass unsere Welt stetig gerechter werde. Ihr Wohlstand, so die Annahme, sickere allmählich zu allen anderen Frauen hinunter.<sup>7</sup>

Auf den folgenden Seiten werde ich zeigen, warum ein so argumentierender Feminismus auf beiden Augen blind ist. Zu behaupten, dass allein der eigene Wille entscheidend für den Lebensweg sei, ignoriert zum einen all die ökonomischen, sozialen, rechtlichen, kulturellen, kurzum: strukturellen Zwänge, denen Frauen ebenso wie intergeschlechtliche und nichtbinäre Menschen noch immer ausgesetzt sind. Kategorisch schließt er jene aus, deren Kontostand sie schlicht nicht in der Liga der Erfolgsfeministinnen mitspielen lässt – und ist nur für jene ein Indiz der Gleichberechtigung, die *Feminismus* in einem Atemzug mit *Karriere* hauchen. Zum anderen übersieht dieser An-



satz auch, dass Jahrtausende patriarchaler Herrschaft keinesfalls spurlos an unserer Gesellschaft vorbeigegangen sind. Selbst die reflektierteste Feministin wird in den Winkeln ihres Denkens gelegentlich auf etwas stoßen, das sich eben nicht sonderlich feministisch anfühlt. Liebe Grüße, dein inneres Patriarchat.

Wenn Feministinnen<sup>8</sup> von der gläsernen Decke sprechen, meinen sie damit eine unsichtbare Grenze, die Frauen daran hindert, in die Sphären der gesellschaftlichen, politischen und ökonomischen Macht aufzusteigen.<sup>9</sup> Was jedoch wäre, wenn Frauen nicht nur eine (für die meisten recht tief hängende) gläserne Decke über sich, sondern auch lauter gläserne Wände um sich herum hätten? Unsichtbare Wände, die den sozialen Handlungsbereich einschränken? Zuckrige Fassaden, zusammengehalten von klebriger Ideologie?

Es gibt diese Wände. Sie illustrieren die äußeren und inneren Zwänge, die Frauen trotz der Omnipräsenz feministischer Gesten noch immer verspüren. *Zuckrig* kann bedeuten, *eating chocolate* als Hobby zu bezeichnen. *Zuckrig* kann aber auch bedeuten, unbezahlt immens viel liebevolle Arbeit zu verrichten, ohne jemals von staatlicher oder irgendeiner Seite unterstützt zu werden. Oder zwar dafür bezahlt zu werden, aber trotzdem niemals Anerkennung zu bekommen. In diesem Buch geht es um verschiedene Formen derartiger *süßlicher Entfremdung*, die Frauen in Rollen drängt, die sie selbst nicht geschaffen haben. Was verzuckert ist, ist für andere da, dient dem Genießen und Verbrauchen. Es ist ein Geschenk. »Fürs Süße sind die Frauen zuständig«, behaupten auch im 21. Jahrhundert aufstrebende Jungpolitiker.<sup>10</sup> Dieses Buch will nicht beantworten, warum sich ein Mann unter hundert heute noch zu solchen Aussagen hinreißen lässt. Sondern sich der Frage widmen, inwiefern ein solcher Satz brauchbar für die feministische Analyse sein kann.

Die Vorstellung, dass Frauen fürs Versüßen, Geben, Kompensieren da seien, offenbart ideologische Schimären. Genauso manifestieren sich patriarchale Denkweisen: Ein Mann behauptet beiläufig etwas über Frauen – *sie sind fürs Süße zuständig* –, grinst dabei womöglich süffisant und hat damit ein Stück weit festgelegt, wie die Geschlechterordnung auszusehen habe. Das hat lange Zeit gut funktioniert. Und funktioniert zu einem gravierenden Teil noch immer bestens.

Denn gerade während ihr ursprünglicher Sinn zunehmend infrage gestellt wird, bieten Geschlechterrollen offensichtlich Orientierung – und schränken dabei alle ein. Männlichkeit gilt innerhalb unserer binären Ordnung weiterhin als Norm. Der Mann stünde für das Positive, das Neutrale, schrieb Simone de Beauvoir 1949 in ihrem berühmten Essay *Das andere Geschlecht*. »Die Frau dagegen erscheint als das Negative, sodass jede Bestimmung ihr zur Einschränkung gereicht«, heißt es weiter.<sup>11</sup> Beauvoir hat diese These zwar vor siebzig Jahren aufgestellt. Aber gilt nicht noch immer in vielen Zusammenhängen: Der Mann ist Mensch, die Frau primär Frau?

Wobei es mir schwerfällt, von *Frauen* und *Männern* zu schreiben, als seien diese Kategorien biologische Gegebenheiten. Für Simone de Beauvoir waren sie das noch. Doch spätestens in den neunziger Jahren geriet diese im Westen tradierte Binarität<sup>12</sup> bekanntlich ins Wanken, als Judith Butler nicht nur das soziale Geschlecht, sondern auch das biologische für konstruiert erklärte. Die Wahrnehmung von Geschlecht ist in den vergangenen Jahren stetig fluider geworden, die Vorstellung eines Spektrums, das zwischen männlich und weiblich noch viel mehr kennt, populärer. Immer mehr Menschen beanspruchen für sich, nicht-binär zu sein, und sogar das deutsche Personenstandsgesetz kennt seit 2019 für intergeschlechtliche Personen den Eintrag *divers*.

Trotzdem wäre es irreführend, über patriarchale Denkmuster und Verhaltensweisen zu schreiben, ohne von *Männern* und *Frauen* zu sprechen. Ein strukturelles Ungleichgewicht lässt sich am schärfsten verdeutlichen, wenn man die Binarität der ungleichgewichtigen Struktur möglichst genau beschreibt, wenn man sie »als Verkörperungen eingeschliffener Praktiken der Medizin, Biologie, Pädagogik, des Familienlebens, des Sprechens«<sup>13</sup> begreift, wie es die Philosophin Luise Meier formuliert – um solche Binarität im nächsten Schritt wieder zu verwerfen. Auch wenn wir die engen Pfade zweier Geschlechter gern verlassen würden, können wir eben noch nicht leugnen, dass es ein symbolisches Vorstellungsrepertoire von *Männlichkeit* und *Weiblichkeit* gibt. Um diesen binären Ballast durch die Luft zu wirbeln, müssen wir uns damit auseinandersetzen, wie er sich fortwährend zementschwer niederschlägt: politisch, ökonomisch, kulturell, sozial.

Doch was ist das überhaupt, *Weiblichkeit*? Man kann sagen, dass *Weiblichkeit* das ist, was bei der biologischen Kombination zweier X-Chromosome herauskommt. Das tut letztlich selbst die katholische Kirche, wenn sie Männer und Frauen strikt unterscheidet. Man kann *Weiblichkeit* aber auch, und das scheint im 21. Jahrhundert angebrachter, als psychologische *Disposition* begreifen. In ihrem 2019 erschienenen Essay *Females* beschreibt etwa die US-amerikanische Schriftstellerin Andrea Long Chu *Weiblichkeit* als »jeden psychischen Vorgang, bei dem das Selbst geopfert wird, um den Bedürfnissen anderer Platz zu machen«. Diese Bedürfnisse könnten real sein oder imaginiert, vage oder greifbar, könnten ganz allgemeine kulturelle oder auch sehr konkrete Erwartungen wie die sexuellen Ansprüche einer Partnerin umfassen. »Weiblich zu sein«, schreibt Long Chu und spricht dabei auch aus ihrer Position als trans Frau, »bedeutet, jemand anderen an deiner Stelle begeh-

ren zu lassen, auf deine eigenen Kosten.«<sup>14</sup> Das ist eine äußerst weite Definition – die alle Menschen einlädt, sich von ihr gemeint zu fühlen.

Wenn ich hier von *Frauen* schreibe, werde ich dieser Auffassung folgen und Weiblichkeit zunächst einmal als den erlernten und oft sicherlich unbewussten Impuls auffassen, eigene Bedürfnisse zu verleugnen und denen anderer Raum zu geben, den Impuls also, zu antizipieren, was gewünscht ist – oder auch schlichtweg keine andere Wahl zu haben. *Die Frauen* gibt es dabei natürlich nicht. Während sich Feministinnen in den sechziger und siebziger Jahren noch überaus selbstverständlich auf ein Subjekt *Frau* bezogen, erscheint es heute fast altmodisch, von *Frauen* zu sprechen, als seien sie eine homogene Gruppe. Dass Erfahrungen nicht nur durch Geschlechtszugehörigkeit, sondern mindestens genauso stark durch soziale Herkunft, rassifizierte Zuschreibungen, sexuelle Orientierung, Geschlechtsidentität und viele weitere Parameter bestimmt sind, ist im 21. Jahrhundert selbstverständlich. Manche weibliche Identitäten sind in besonders brutaler Weise von Zuschreibungen betroffen. Während asiatisch gelesene Frauen beispielsweise in kolonialistischer Tradition seit Jahrhunderten hypersexualisiert werden<sup>15</sup>, werden Schwarze Frauen oft sowohl sexualisiert<sup>16</sup> als auch für aggressiv und furchterregend erklärt<sup>17</sup> – oder aber ihnen wird ihr Frausein nur bedingt zugestanden.<sup>18</sup> Die Bilder *weißer* Frauen sind oftmals mit dem Kult um ein »wahres« Frausein verbunden – die Bilder Schwarzer Frauen hingegen »so einheitlich negativ, dass sie förmlich nach Widerstand schreien«, wie es die US-amerikanische Soziologin Patricia Hill Collins formuliert.<sup>19</sup>

Es ist also schwierig, von Frauen als einer Gruppe zu schreiben. Und dennoch bin ich davon überzeugt, dass süßliche Erzählungen viele Frauen betreffen. Um das zu veranschaulichen,

nähere ich mich in diesem Buch drei Figuren. Von *Figuren* spreche ich, weil sie irgendwo zwischen Fiktion und Realität stehen, weil sie wirklich und unwirklich zugleich sind – und sich bei aller Vagheit brutal in unseren gesellschaftlichen Erfahrungswelten niederschlagen. Ich kenne diese Figuren von mir selbst, von Freundinnen und Frauen um mich herum, kenne sie aus öffentlichen wie privaten Kontroversen um Sex, Macht, Arbeit und Gewalt, kenne sie aus Zeitungsartikeln, Romanen und Serien der Gegenwart. Alle drei Figuren stellen verschiedene Facetten dessen dar, was ich insgesamt *süß* nenne.

Die *sanfte* Frau verzuckert eine erschöpfte, lohnarbeitende Welt. Sie verhält sich fürsorglich, ist aufmerksam, stets um das Wohlergehen anderer bemüht – und bildet, weniger als abstrakte Figur denn als seit Jahrhunderten hart beschäftigte Sorgearbeiterin, die Grundlage unseres Wirtschaftssystems. Die *sanfte* Frau ist quasi unsichtbar: Dass Frauen sich fortwährend um alles kümmern, ist so normal, wie dass Männer es weniger tun. Und natürlich werden Frauen dafür gar nicht oder schlecht bezahlt.

Die *süße* Frau betrachtet sich durch die Augen eines anderen, als sei sie eine Ware: verfügbar und konsumierbar. Sie begegnet uns in vielen Erzählungen gegenwärtiger Popkultur, in denen Frauen einfach immerzu Lust auf Sex zu haben scheinen, in Clubs, in denen sich Mädchen gegen ihren Willen anfassen lassen – aber auch in einer vermeintlich progressiven Sexualpolitik, die genau diese Umstände bekämpfen möchte.